

Gespräch mit Büchern

Von Franz Hillig S. J.

Wen hätten sie nicht schon vorwurfsvoll angeblickt, die langen Reihen der Bücher in Leinen und Leder? Denn das ist nun einmal den Büchern eigen, daß man die meisten nicht gelesen hat. Die Bücher aber fragen: Warum hast du mich noch nicht gelesen? Du wolltest mich doch seit langem lesen! Wann wirst du mich endlich lesen? – Bis wir dem Drängen nachgeben und sie kaufen, wenn das Geld reicht, und sie vielleicht auch lesen, wenn die Zeit reicht (und wir nicht zu müde sind). – Liebe Freunde, ihr Bücher, ihr werdet uns nachgerade zu einer Bedrückung und Bedrohung! Ihr Bücher der Vergangenheit: jedes Geschlecht will euch neu erobern, aber ihr seid ein nie zu bewältigendes Gebirge. Und ihr köstlichen neuen Bücher in den hellen Farben des Frühlings, die ihr jung seid mit uns, wie soll man den Wettlauf mit euch wagen? Alle Ziele sind hier trügerisch, eine Neuerscheinung jagt die andere, und nie ist man mit euch am Ende.

Es gibt viele Menschen heute, die solche Not nicht kennen, weil sie euch nicht lieben. Unser Vorwurf aber kommt aus der Liebe. Und soviel sei euch zugestanden: Wir danken euch eine Erkenntnis mehr, daß dieses Leben voller Grenzen ist. Alles wollen wir wissen, aber nie umspannen wir das Unendliche. Unsere Kaufkraft und die paar freien Stunden sind gebrechliche Dämme, die ihr überflutet. Und je tiefer wir euch auf einer Fährte folgen, um so mehr andere Fährten entgleiten uns. Und dem Hunger folgt das Übersättigtsein: auch die edelsten und reichsten von euch stellen wir eines Tages unwillig und benommenen Denkens in das Gefach zurück.

Und kostet ihr uns nicht viel? Ganze Wälder, sagt man, verschlingt ihr. Kahle Hänge bleiben zurück, wo einst üppiger, schattiger Wald sich erstreckte mit Moos und Pilzen, mit summenden Insekten und großäugigen Rehen. Und das ist ein weiterer Vorwurf, den wir euch machen müssen: Ihr verdrängt uns die quellende wirkliche Welt und macht sie zu einer papierenen, reflektierten, unwirklichen.

Da sitzen die Männer in der Bahn mit ihrem Bündel Arbeitszeug. Noch sind sie kaum wach. Aber meint ihr, sie schauten in den Gottesmorgen hinaus, der draußen über die Felder hochsteigt, oder sprächen mit den Arbeitskameraden? Das hieße sich in den Pulsschlag der unmittelbaren, blutwarmen Wirklichkeit stellen. Statt dessen halten sie sich, kaum dem Schlaf entronnen, nicht zwar in der Mehrzahl Bücher (das wird immer seltener), wohl aber bedrucktes Papier vor die Augen und lesen sich zusammen, was ein anderer sich zusammengeschrieben hat – und hatte der wenigstens die Augen auf? Selbst noch, wenn

sie müde nach Hause kommen – die Suppe dampft auf dem Tisch, und die Frau meint, sie bekäme nun ein Wort oder einen Blick – selbst dann reißt das bedruckte Papier die Herrschaft an sich.

Aber wir wollen ehrlich sein. Wer ehrlich ist, sieht das eine und das andere. Die Dinge sind nun einmal so, daß sie verschiedene Seiten haben und darum verschieden gesehen werden können. Die eine Seite ist wahr, aber auch die andere. Und so finden wir die volle, die »runde« Richtigkeit erst, wenn wir beide zusammenhalten im freien Gleichgewicht der Wahrheit. Das ist mit den Büchern nicht anders: Wir sind ihnen schon einmal gram (und man druckt auch zuviel, und mancher liest auch zuviel!), aber dann sind wir ihnen auch wieder gut und finden sie nützlich. Und nehmen sie wie eine Köstlichkeit in die Hand – so wie der Heilige Bartholomäus des Konrad Wit (in Basel) das hellrote Buch trägt. Oder gar wie Thomas von Kempen sagt: »Wenn du lesen willst, dann nimm ein Buch in deine Hände, wie der greise Simeon das Jesuskind in seine Arme nahm.«

Ist denn nicht das Buch ein Wunder – so groß wie das des Edison, da er im Jahre 1877 die Sprechmaschine erfand? Man denke: Nun war es möglich, die menschliche Stimme aufzubewahren! Mochte der Sänger oder Redner längst weitergezogen sein, ja mochte er die Reise in das ewige Schweigen angetreten haben, seine Stimme blieb zurück: seine gefeierte, angebetete Menschenstimme mit diesem einmaligen, zu Herzen gehenden Klang, den sie hatte, blieb bei den Freunden. Die Schallplatte hielt sie gefangen und konnte sie, wann immer, neu erklingen lassen. – Aber haben die Bücher daselbe Wunder nicht schon Jahrhunderte zuvor vollbracht? Zwar nicht die hörbare Stimme des Menschen, wohl aber seine ungesprochene, seine adlige, »schweigende« Stimme, die Stimme seiner innersten und besten Gedanken und Herzschräge, die haben sie aufgefangen und uns aufbewahrt. Wie es auf einer Münze des Erasmus heißt, die Quentin Metsys 1519 fertigte: Ein Bild nach dem Leben. Das bessere Bild zeigen seine Schriften¹.

Das Ende der Verlassenheit ist das Buch und der Weg in die weite Gemeinschaft des Geistes. – Die Tagesarbeit ist getan, die Kinder sind zur Ruhe, nur das Ticken der Uhr erfüllt die Stube, und in der Ferne rollt ein Zug. Dann ist die Stunde gekommen, mit dem Vater in Stifters »Nachsommer« das Bücherzimmer zu betreten und den Schrein zu öffnen – und Plato spricht. Oder Augustinus. Oder Dante. Oder Kleist. Oder Moltke.... Die Großen des Menschengeschlechtes treten ein und sagen dir alles. – Und was wir beim Rundfunk nicht können: wir selber bestimmen den Gegenstand und das Tempo. Wir halten inne und lesen noch einmal und klemmen den Finger ein und fassen nach.

Wir haben doch wohl zu verächtlich vom »bedruckten Papier« gesprochen. Und der Vorwurf der Lebensfeindlichkeit? Körperliche Entfaltung ist ein hohes Gut, und der Schöpfer selbst gab dem Menschen den Auftrag, sich die Erde zu

¹ Erasmus von Rotterdam, Briefe – deutsch hrsg. von W. Köhler (Dieterich, Leipzig 1938), Tafel nach S. 346.

unterwerfen (Gen. 1, 28). Aber das ist ja schon Ruf zur Kultur. Und es ist doch schlechthin ein Menschenfortschritt und ein Fortschritt zu Gott hin, wenn der Mensch über das, was seine Augen schauen und seine Hände greifen, nachdenken lernt. Wenn er den Gründen der Dinge nachgrübelt wie Dürers »Melancholie« und zu allen Höhen der Wirklichkeit hinauf- und zu ihren Tiefen hinabsteigt und sich ein Weltbild baut. Das aber schafft nicht einer allein. Da müssen Lehrmeister sein, und auch die mußten in die Schule gehen. Jedes Geschlecht mußte bei dem vorangegangenen in die Schule gehen: ein Jahrhundert bei dem andern. Und siehe: langsam steigt aus der Geistesarbeit der Völker und der Jahrhunderte das Gerüst der Kultur, und dem Wissensdurst werden Brunnen gegraben. Der schweigende Diener aber von diesem allen ist das Buch.

Könnte es also sein, daß ein weltabgeschiedener Mönch, der Stunden um Stunden in einem alten Buche las, ringend und betend und jubelnd -, daß dieser Mönch dabei dem Leben und der Wirklichkeit näher gekommen ist als der Wanderer, der zur gleichen Zeit sorglos (und etwas träge) den Wald nach einem Ziel für seine Büchse durchstreifte? - Ja, das kann sein! Nicht daß einer bleich sein soll und auf Jagd und Wanderung verzichten; aber es kann sein, daß der bleiche Mönch in seiner Abgeschlossenheit dem quellenden Menschen- und Gottesleben unendlich näher gekommen ist denn jener Bewaffnete. Und zwar durch das Buch.

Freilich erhebt sich hier eine neue Schwierigkeit: Sind nicht auch die besten Bücher noch Feinde des Schweigens? Kommt nicht gerade aus niederdeutscher Klosterstille der Ruf: »Wie oft ekelte mich doch, so vielerlei zu lesen! Schweigen sollen alle Lehrer, stille sein alle Geschöpfe vor deinem Angesicht: rede du allein zu mir!«² - Reden die Bücher auch wortlos, so reden sie eben doch. Sie stören die Stille und machen unsern Kopf zum »Tummelplatz fremder Gedanken« (Schopenhauer). Mit welchem Recht dürfen sich so viel fremde Stimmen in mir vernehmen lassen? Und ist es nicht, wie Gratry sagt: Während des ganzen Tages hören wir auf das Gerede der Menschen oder reden selbst. Und wähnt dann einer, er sei allein und im Schweigen, dann macht er sich an die Bücher »und verschlingt in kurzen Augenblicken lange Reden. Seine Einsamkeit ist bevölkert, umlagert, überfüllt«³.

Das Ich des Lesers versinkt wie in einem Strom. Und nicht zuletzt wegen dieser auslöschenden Wirkung greifen gar manche so gierig nach »Lesestoff«, wie der bezeichnende Ausdruck heißt. Die Menschen der schweifenden Unruhe wollen sich vergessen: die Menschen der inneren Aufenthaltslosigkeit, die sich von Gott, ihrem Heimatboden und ihrer Mitte gelöst haben. Sie wollen irgendwo anders sein, nur nicht bei sich. Sie fürchten die wache und kühle Einsamkeit als die unausweichbare Begegnung Aug in Auge mit sich selbst, mit dem Abgründigen und Uneingestandenem in ihrer Tiefe. Und also muß das

² Nachfolge Christi I, Kap. 3.

³ Die Quellen, in: Der kath. Gedanke XIV (Orat.-Verl. 1925) S. 281.

fließende Band der tanzenden Bilder sie entführen: »Flucht des Daseins vor ihm selbst.«⁴

Das Schweigen ist mehr denn das Reden. Und mehr denn das Lesen. Einmal sich besitzen. Einmal die Stimme der Dinge vernehmen und die eigene innere Stimme. Und die leiseste, ernsteste und seligste Stimme: die Stimme Gottes. – Aber die Frage ist, ob die Stille vor oder nach dem Lesen liegt. Nicht von ungefähr galt in der alten Schule die »lectio« als die erste Stufe des innern, betrachtenden Gebetes oder als dessen Fortsetzung und Ergänzung⁵. Vielleicht ist für viele das Buch der notwendige Weg in die Stille. Vielleicht können sie aus all der heutigen Unrast und Zerfahrenheit nur durch die sammelnde Kraft der Lesung in das erfüllte Schweigen eingehen. Denn nicht ein totes, ödes Schweigen ist gemeint, sondern eines, das die Seele innerlich anfüllt und ihre Kräfte zusammenbindet: sie »sammelt« zu ihrer eigenen Wesensmitte (und dort allein liegt auch der Zugang zu den Tiefen Gottes und seiner Welt). Wenn der Mund sich schließt, weil wir Unfassbares in uns tragen, und die Worte hinter uns bleiben wie die Häuser des Tales.

Verdanken wir euch, ihr Bücher, nicht manches Mal den Zugang in das ergriffene Schweigen? Aus uns wären wir müde geblieben und dem zermürbenden Einerlei des Alltags erlegen, ihr aber habt uns die Augen aufgetan und unsere Seele wieder zum Klingen gebracht. Und so ist der Kuß, welchen der Priester nach der Lesung des Evangeliums auf das heilige Buch drückt, wie ein Dank auch an die vielen andern reinen und reichen Bücher, die uns das Land des »stummen Jubels« aufschließen. Ohne es vielleicht zu wissen, lernte mehr als einer bei euch, was innerlich beten heißt: sich sinnend und schauend versenken. Ihr naht mit bis an das Ufer. Dann freilich ließt ihr ihn allein, und er mußte tapfer sein. Er mußte alle Hilfe entlassen und sich einzig den Wogen der Gnade anvertrauen. Vielen gebricht dieser Mut: ihre Betrachtung bleibt auf dem flachen Ufer der Lesung. Anders die Heiligen! Teresa von Avila bekennt: »Kaum habe ich ein Buch aufgeschlagen, kommt schon die Sammlung über mich und die Freude, und das Lesen wandelt sich in Gebet.«⁶

Darin sind gute Bücher wie gute Erzieher: sie wollen sich überflüssig machen. Je weiter sie einen führen, um so freier wird er. Er lernt den Mut und die Entsagung auszuwählen. Wie sollen wir auch alles lesen! Er wird unabhängig von dem Zwang der Mode. Von der Sklaverei, als müsse einer unbedingt dies und jenes und weiß ich was gelesen haben. Die schöne Freiheit, nein zu sagen! Einzugesstehen, daß man ein Buch nicht gelesen hat und es auch nicht zu lesen gedenkt. Wir sind doch frei! Und, verzeiht, liebe Freunde, wir sind nicht eurentwegen, der Bücher wegen da, sondern ihr seid unfertig wegen da!

Solche Klarstellung ist notwendiger, als man meinen sollte, und schafft erst die Möglichkeit, zum Buche richtig zu stehen. So erst werden wir frei für die

⁴ Heidegger bei Pieper, Über die Hoffnung (Hegner) S. 60 f.

⁵ A. Brou, Saint Ignace, Maître d'oraison S. XIV u. 136.

⁶ Relat. spir. S. 1560.

wertvollen Bücher. Und so erst wird der Abstand zum Gelesenen möglich, lösen wir uns aus dem Bann und machen aus dem Fremden Eigenes. Nicht das flüchtige Durcheilen macht es, sondern das häufige Wiederkommen, der regelrechte Umgang mit demselben Buch. Ohne Auseinandersetzung und Verarbeitung bleibt die Frucht gering. Die Alten mußten schon, was sie sagten, wenn sie dem Viellefer den Kenner des einen Werkes vorzogen: »hominem unius libri timeo«. Vor dem hatten sie Respekt, weil der wenigstens ein verarbeitetes und geschlossenes Weltbild besaß, während den andern alles zerflatterte.

Der Philosoph des Pessimismus sieht in dem Fall nicht zu schwarz, wenn er das Viellefen ohne Verarbeitung für den Denkschwund mancher Menschen verantwortlich macht. Und er schreckt vor dem bissigen Satz nicht zurück: »Solches aber ist der Fall sehr vieler Gelehrter: sie haben sich dumm gelesen.«⁷ Erasmus beruft sich auf Augustinus, wenn er an Christian Northoff schreibt: »Vergiß nicht, etwas Zeit auf stilles Nachdenken zu verwenden.«⁸ Nirgends aber wird die dienende Rolle der Lefung und die Forderung: »Erwirb, um zu besitzen«, so ins Licht gestellt wie in dem goldschweren Satz des Ignatius von Loyola: »Nicht das Vielwissen sättigt die Seele und tut ihr Genüge, sondern das innere Fühlen und Verkosten der Dinge.«⁹

Wie steht solche Weisheit gegen die Klage im Vorspiel zum »Faust«, daß sie alle »schrecklich viel gelesen« haben! Und wären es noch die Werke großer Dichter! Aber sie kommen von den Journalen. Sie kommen vom Roman. Kann man von den lesebeflissenen Kreisen sagen, daß sie im allgemeinen dem bedruckten Papier eine reichlich große Rolle einräumen, dann droht heute im besondern der Unterhaltungsroman alle andern Buchgattungen aus dem Felde zu schlagen. So beklagt sich Louis Dimier in einer Einführung zu Texten von Dom Guéranger, daß der Begriff der Literatur sich zu verengen beginne auf den Roman und die »ouvrages d'imagination«¹⁰. Es gibt gewiß große und erschütternde Romane, die zu den hohen Schöpfungen der Kunst gehören: Cervantes, Jean Paul, Stifter. . . . Aber einmal sind das ja gar nicht die Romane, die hier in Frage stehen, und zweitens handelt es sich nicht um den Rang dieser literarischen Gattung, sondern um das Übergewicht und die Ausschließlichkeit, die manche ihr praktisch geben. Es stimmt doch etwas nicht, wenn einer nur Romane liest. Es ist die Verengung auf einen Sektor und die Überernährung gewisser seelischer Anlagen auf Kosten nüchterner Tatkraft und unbestechlicher, klarer Denkkraft. Es gibt für literarische Menschen auch ein heilloses Fasten von der Dichtung¹¹.

⁷ Schopenhauer, Parerga und Paralipomena, § 291.

⁸ A. a. O. S. 20.

⁹ Geistl. Übungen, 2. Vorbemerkung.

¹⁰ In der Sammlung »Choeir - les meilleurs textes«, Desclée de Brouwer (1937) S. VII f.

¹¹ Vgl. E. Dimmet, Die Kunst des Denkens (Herder) S. 109 ff. über »das ewige Romanverichlingen« und die daraus sich ergebende Hemmung der Denkfähigkeit. Ferner O. Miller, Der Individualismus als Schicksal (Herder), die letzten 30 Seiten. Dort

Und es gibt eine umfassendere Aufgabe geistiger Bildung. Der Vater belehrt im »Nachkommer« seine Kinder, daß es drei Reiche des Buches gibt: »Er erzählte uns, daß manche (Bücher) da seien, in welchen das enthalten wäre, was sich mit dem menschlichen Geschlechte seit seinem Beginne bis auf unsere Zeiten zugetragen habe, daß da die Geschichten von Männern und Frauen erzählt werden, die einmal sehr berühmt gewesen seien und vor langer Zeit, oft vor mehr als tausend Jahren, gelebt haben. Er sagte, daß in andern das enthalten sei, was die Menschen in vielen Jahren von der Welt und andern Dingen, von ihrer Einrichtung und Beschaffenheit in Erfahrung gebracht hätten. In manchen sei zwar nicht enthalten, was geschehen sei, oder wie sich manches befinde, sondern was die Menschen sich gedacht haben, was sich hätte zutragen können, oder was sie für Meinungen über irdische und überirdische Dinge hegen.«

Es gibt also neben der Dichtung die Geschichte und die Naturbeschreibung. Es gibt die kühleren, sachlichen Bücher, denen die Beschwingtheit und das Leuchten der Dichtung abgeht, aber dafür haben sie etwas von der nüchternen Klarheit des Morgens und führen den Menschen an seine tägliche Pflicht. Hierher gehören Darstellungen aus der christlichen Glaubenslehre und dem Gebiet christlicher Philosophie, Bücher über Geschichte und Lebensbeschreibungen, Bücher über Reisen und Entdeckungen, über die Kunst, über Naturwissenschaft und Technik. Es ist bezeichnend, daß auch hier das »romanhafte« Element sich meldet: Es mehrt sich die Zahl der geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Stoffe, die erzählend ausgemalt werden, und zwar so, daß die Grenzen des Tatsächlichen nicht immer scharf sichtbar bleiben. Das mag seine Verdienste haben, und manchem wird damit ein leichter Zugang zu gewissen Erkenntnissen geschaffen, aber es liegt auch gerade in diesem Leichtmachen eine Gefahr. Schließlich kommt keiner ohne Sichmühen und ohne eigentliche Denkarbeit wirklich vorwärts. Die Denkkraft aber will geübt sein. – Es gibt Menschen, und das werden meistens Männer sein, die überhaupt nur Bücher lesen, die ihnen erhärtete Tatsachenberichte liefern, wenn möglich so, daß sie an Hand von Lichtbildern und Karten sich Rechenschaft geben können, »wie es wirklich gewesen ist«. Das ist eine Einseitigkeit. Aber sollte ihr Gegenstück gesünder sein?

folgende Zitate: »Die Romane«, schrieb Kleist, der große Novellist, am 10. Oktober 1801 an Wilhelmine v. Zenge, »haben unsern Sinn verdorben. Denn durch sie hat das Heilige aufgehört, heilig zu sein, und das reinste, menschlichste, einfältigste Glück ist zu einer bloßen Träumerel herabgewürdigt worden.« Schwerwiegendes Wort! Also der individualistische Roman hat die Wirklichkeit zur Illusion entwürdigt? Fichte nun gar nennt den Roman mit seinem ethischen Pathos »die Form der Epoche der vollendeten Sündhaftigkeit«! Aber Goethe trifft auch hier den Nagel auf den Kopf, scharfsichtig, durch die Schalen zum Kern dringend und wahrhaftig, nennt er vor Eckermann den Roman »eine subjektive Epopöe, in welcher der Dichter sich die Erlaubnis ausbittet, die Welt auf seine Weise zu behandeln«. Wer gibt dem Dichter diese Erlaubnis? Ein Recht dazu hat er offenbar nicht, denn Goethe sagt weise und vorsichtig: er bitte sich die Erlaubnis aus.... »Was geht mich die Welt an, die ein Dichter auf seine Weise behandelt?« S. 305. »Dieses Allerweltsgeschwätz der 99 Prozent Romanproduktion ernst zu nehmen und zur Dichtung zu rechnen, ist das Vorrecht und der Ehrentitel des modernen Europäers.« Ebd. S. 307.

Der gesunde Ausgleich des Geistes wird beides umspannen. Und damit schon wird offenbar, daß mit dem Wort von dem »einen Buch« noch nicht alles gesagt ist. Dieses eine Buch meint einen sehr hohen Gipfel. Gipfel aber müssen in der Landschaft stehen. Erst wollen die vorgelagerten Höhenzüge bezwungen sein. Anders gesagt: Der liest das »eine Buch« nicht, der nicht manches Buch davor gelesen hat. Wenigstens wird das die Regel sein. Denn es gibt auch die Großmutter, deren wirklich einzig und immer wieder gelesenes Buch die Bibel ist. Im übrigen aber werden nicht diejenigen die geistig Regen und unermüdlich Weiterschaffenden sein, die ein mageres Bücherbrett besitzen, sondern die fleißigen Leser, deren Bücherschrank überquillt, und die sich vielfältig in der Literatur umtun – freilich vieles liegen lassend und alles um den einen Gipfel ordnend. Doch mag einer nun vorziehen: »non multa, sed multum« oder »et multa et multum« – es hat beides sein Gutes: Wenn nur das multum dabei zu seinem Rechte kommt!¹²

Zugleich werden wir durch das »eine Buch« auf ein Anderes, auf ein Qualitatives verwiesen: auf das, was man die Klassiker nennt, und auf den Originaltext. Nicht nur erspart eine Menge Umwege, wer sich jedesmal gleich an das führende Werk in einer Frage wendet: es ist vor allem auch eine entscheidende Frage für das geistige Format und den Tiefgang einer Bildung, ob sie immer nur aus abgeleiteten Rinnsalen sich speist oder an der Quelle. Eine dicke Schicht von Übersetzungen und Kommentaren, von Aufsätzen in Handbüchern und Zeitschriften, von Auswahlbändchen und Berichten verdeckt heute die großen Werke selbst und macht den persönlichen Kontakt mit ihnen zu einer Seltenheit. Oft wird dies ein notwendiger Behelf sein. Aber dann soll uns wenigstens das Wissen auf der Seele brennen, daß es ein Ersatz ist. Bezeichnend in dieser Hinsicht ist die Antwort, welche Feldmarschall Helmuth v. Moltke am 11. November 1890 auf die Rundfrage der »Revue des Revues« erteilte. Es waren zwei Fragen gestellt: »Welche Bücher haben den stärksten Einfluß auf Sie geübt?« und: »Welche Lieblingsbücher lesen Sie immer wieder?« Moltke antwortet zu eins: Die Bibel – die Ilias – Litrow, »Wunder des Himmels« – Liebig, »Naturwissenschaftliche Briefe über die moderne Landwirtschaft« – Clausen, »Vom Kriege«. Zu zwei: Schiller – Goethe – Shakespeare – Walter Scott – Ranke (Geschichte) – Treitschke und Carlyle (Geschichte)¹³.

Endlich ist auch das Maß der Lektüre gar nicht immer in das Belieben des Menschen gestellt. An sich leuchtet ein, daß unser Hunger Art und Maß der Lektüre bestimmen muß, die zum ureigensten Aufbau unserer Persönlichkeit dient, und daß die Unterhaltungslektüre nicht überhandnehmen darf. Aber vielen ist einfach durch Beruf und Lebensaufgabe ein Übermaß von Lektüre aufgezwungen. Ob sie wollen oder nicht, sie kommen nicht aus dem Papier und

¹² Bernhard Arens, Das Buch. 2. u. 3. Aufl. Wir möchten hier auch auf das ansprechende Büchlein von Ph. Krämer hinweisen: Lob des Lesens und der Bücher, das kürzlich im Furche-Verlag herauskam.

¹³ Gefammelte Schriften und Denkwürdigkeiten, V, S. 187.

dem »pulsis doctrinus«, dem gelehrten Staub der Codices heraus. Ihre Lungen und ihre Augen leiden darunter, und sie lehnen sich vielleicht nach einem Leben in freier Luft und Sonne, aber die unerbittliche Pflicht und der Dienst an der Kulturaufgabe der Menschheit hält sie in den staubigen Bergwerken des Geistes fest nicht anders als den Minenarbeiter. Doch dient auch so noch das Buch dem Leben. Wenn das Flugzeug als Ausdruck unbändigen menschlichen Lebenswillens donnernd durch die Wolken stößt – wäre es je möglich geworden ohne den entlagungsvollen Forscher- und Gelehrtenfleiß? Und wenn der Athlet nach schwerem Unfall wieder im Stadion stehen kann, verdankt er nicht Leben und Kraft ärztlichem Wissen und Forschen? Und zwar solchem, das einen restlosen Einsatz verlangt und den Forscher bis in die Nacht hinein im Laboratorium festhält.

Aber der Gelehrte ist der Ausnahmefall, und das Maß für alle nicht von ihm zu entnehmen. Der Grund- und Normalfall ist der schaffende Mensch: der Bauer und Hirt, der Arbeiter und Soldat, der Erbauer der Wohnstatt, der Ernährer der Familie, der Priester, der das Opfer darbringt, und der Lehrer, der die Jugend unterweist. Erst bei fortschreitender Arbeitsteilung wurde es möglich, einzelne ganz für die Kunst und die Wissenschaft herauszulösen.

Aber das wäre ein neues Mißverständnis, wenn der Bauer, der Werkmann, der Soldat nun meinten, das Buch ginge nur die Gelehrten an. Das ist vielmehr der richtige Austausch: Der Bauer reicht dem Dichter das Brot, und der Dichter reicht dem Bauern das Buch. Der Bauer darf sagen: Was wärest du ohne unser Brot? Aber der Dichter müßte erwidern: Nicht vom Brote allein lebt der Mensch.

Das Richtige ist das Zusammen der beiden: Leben muß in das Buch, und das Buch muß in das Leben einströmen. So war es bei den Alten. »Es gab Bauern hinter dem Pflug, die den Plato lasen. Die Römer ließen sich bei Tisch vorlesen. In den Klöstern besteht diese Sitte noch heute.«¹⁴ Es genügt, den Namen des großen abendländischen Benediktus zu nennen und die vorbildliche Verbindung von Hand- und Geistesarbeit, die seine Regel begründet: Der Mönch als Äckermann und Gelehrter, und dieses Doppelwerk ganz durchzogen vom Lob des Schöpfers. Daß diese Lebensform durchaus nicht »poetisch« und in der heutigen Kirche ungebrochen lebendig ist, erweist etwa das Lebensbild des Vorarlberger Abtes Franz Pfanner (das zwar kein literarisches Werk, wohl aber ein menschlich starkes Dokument ist)¹⁵.

Nicht von ungefähr galt seit uralter Zeit das Hüten des Schriftwerkes als Vorrecht der Priester. Es muß wohl ein Ehrwürdiges und Heiliges sein um die »Schrift«, – und es liegt eine strenge Weihe über den »keuschen Freuden des Geistes«. Eine Erinnerung aus einem französischen Ordenshaus: Sie hatten unfern toten Professor, den Pater, der jahrzehntelang Moralwissenschaft vortrug, in seinem schmalen Zimmer aufgebahrt. In der Mitte, in den strengen Linien

¹⁴ Deutsche Rundschau (Aug. 1938) S. 96.

¹⁵ Otto Heberling, Abt Franz Pfanner (Josephe-Verlag, Reimlingen).

des schwarzen Ordensgewandes, die Leiche. Zur Rechten und Linken als einziger Schmuck des nackten Raumes, Regal an Regal und in peinlichster Ordnung: zwei Wände von Büchern: Herbheit und Adel der Geistesarbeit zur Vision geformt! – Und wissen wir nicht, daß in der Tat ein Buch vor allen gesegnet ist, so daß wir es DAS BUCH nennen: das Gottesbuch der Heiligen Schrift. Eins von den Büchern also, die wir in unsern Menschenhänden halten können, ist in Wahrheit von Gottes Geist eingegeben! Und so sehr hat sich Gott auf Menschenweise uns mitteilen wollen, daß er auch diesen Menschenweg zu uns gegangen ist, und wir ihm lebend begegnen können! Wahrlich: »Evangelium als Kommen des Sohnes in Menschengestalt bedeutet Benützung aller Wege, auf denen ein Mensch zu Menschen gelangen kann.«¹⁶

Und in diesem Buche sind so viel andere gesegnet! Es ist für uns ganz entscheidend, daß die Kirche die Bücher und die Wissenschaft gesegnet hat: Wie aus übergewaltiger Quelle strömen allezeit aus ihrem Grunde die andern gesegneten Bücher, die an DEM BUCHE Anteil haben oder zu ihm führen, all die reiche Literatur, die für einen Heiligen Bernhard allein existierte, weil in ihrer Mitte allein der Name Jesus steht. Da sind die Werke der Kirchenväter, die heute eine wahre Auferstehung feiern¹⁷. Da sind die Werke der Heiligen, denen eine besondere Kraft innewohnt. Da sind endlich die Bücher, die Pius XI. im Anschluß an ein Wort des Kardinal Franzelin wegen ihrer innigen Durchdringung von gründlichem theologischen Wissen und tiefer Frömmigkeit empfohlen hat¹⁸, – und die Literaturgattung, die wohl am unmittelbarsten auf unsere Lebensführung wirkt: das Leben der Heiligen.

So spiegelt sich in der Welt des Buches die ganze, verschlungene Buntheit und Vielheit der Wirklichkeit, ihre aufragende Höhe und auch ihre Dämonie. Es ist Weisheit, mit planenden Händen das Gewebe der Lesung zu ordnen. Aber es ist dabei auch eine göttliche Hand im Spiel: Es gibt eine Vorsehung des Buches. Wie es offenbare Fügung Gottes ist, daß wir zu dieser Stunde diesem Menschen begegneten, so legt er auch seinen Kindern zur rechten Stunde das rechte Buch in die Hand. (Wie viele Heilige hat er so gerufen! Und auch uns ruft er so, die wir keine Heiligen sind.) Das ist euer höchster Ruhm, ihr Bücher, daß ihr Boten Gottes sein dürft. Und das soll unser innerster Antrieb und unser heimlichstes Verlangen sein, wenn wir euch zur Hand nehmen, daß wir auf einer Seite Ihm begegnen.

¹⁶ Josef Dillersberger, Markus, I, S. 69.

¹⁷ Vgl. z. B. Hugo Rahner S. J., Theologie der Verkündigung (Seelforge-Verlag, Wien).

¹⁸ »Ästhetische Bücher mit viel Dogmatik und dogmatische Bücher mit viel Ästhetik.« In der Audienz, welche der Heilige Vater am 100. Geburtstag Scheebens den Germanikern gewährte. Gemeint war dieser große deutsche Theologe.